

Handwerk erzählt

ROHNSTOCK
BIOGRAFIEN

Region
Meißen

Gefördert durch:



Bundesministerium
für Wirtschaft
und Energie

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages



Der Beauftragte der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer

Zwischen Tradition & Zukunft

Region Meißen

Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft

Ein Erzählprojekt von Rohnstock Biografien,
gefördert vom Beauftragten der Bundesregierung
für die neuen Bundesländer



ROHNSTOCK BIOGRAFIEN

www.rohnstock-biografien.de

Handwerk erzählt

in der Region Meißen

Katrin Rohnstock

Entwicklerin und Leiterin
des Projekts »Handwerk erzählt –
Zwischen Tradition und Zukunft«;
Gründerin und Inhaberin
von Rohnstock Biografien

Diese Broschüre ist ein Ergebnis des Projektes »Handwerk erzählt«, das wir in zehn Orten und Regionen in Thüringen und Sachsen durchführten. Wir sind froh, dass wir auch in Nossen und Meißen die Geschichten der Handwerker erfragen und den lebendigen Erzählungen lauschen durften. Unseren ersten Erzählsalon veranstalteten wir mit Unterstützung durch den Kreishandwerksmeister Peter Liebe in Nossen. Danach lud uns der Klavierbauer Wolfgang Trobisch in seine schöne Werkstatt nach Meißen ein. Die Meißener Erzählsalons mussten wir jedoch – bedingt durch die Corona-Pandemie – absagen. Deshalb führten wir mit den Handwerkern Einzelinterviews, die besonders intensiv waren. Wir danken ihnen allen herzlich für die freundliche Aufnahme und für die Unterstützung.

Die Geschichten der Meißener Handwerker liegen nun schwarz auf weiß für die interessierten Leserinnen und Leser vor. Sie erzählen aus verschiedenen Perspektiven auch ein Stück Geschichte dieser Region nördlich von Dresden. In den authentischen Geschichten steckt ein großer Reichtum an Erfahrungen. Seien es die Musikinstrumentenbauer, der Porzellanmaler oder die Bäcker: Alle erzählen von ihrer Liebe zum Beruf, zu ihrem Material, zu ihrem Wirken. Sie zeigen, wie erfüllend die Arbeit mit den Händen ist, die ohne den Kopf nicht geht.

Wir danken allen Erzählern für ihr Vertrauen und den Mut, uns ihre Geschichten zu erzählen. Das ist keine Selbstverständlichkeit und wurde uns bewusst, wenn Handwerker sagten: »Nein, meine Geschichte erzähle ich nicht«, oder: »Nein, ich möchte meine Geschichte nicht veröffentlichen.«

Die mündlichen Erzählungen zeichneten wir auf Tonband auf. Anschließend wurden sie transkribiert, also wörtlich abgeschrieben und von den Autoren von Rohnstock Biografien verschriftlicht. Das ist unser Hand-

werk: mündliche Erzählungen inhaltlich spannend zu strukturieren und sprachlich sorgfältig zu überarbeiten, sodass die Intention, die Stimme und die Sprache des Erzählers erhalten bleiben. Alle Erzähler konnten ihre Geschichte ergänzen und korrigieren, sie haben sie autorisiert und für den Druck freigegeben.

Wir wünschen den Geschichten, dass sie viele Leserinnen und Leser finden und weitererzählt werden. Sie künden davon, wie anspruchsvoll das Handwerk ist, wieviel Kompetenz darin steckt und dass es unbedingt lohnt, handwerklich zu arbeiten. Wir hoffen, dass die Geschichten dazu beitragen, dass wieder viele Menschen Lust bekommen, ein Handwerk zu erlernen.

Katrin Rohnstock, August 2020

Vom Handwerk in der Stadt des »Weißen Goldes«

Olaf Raschke
Oberbürgermeister
der Stadt Meißen

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

das Handwerk spannt den Bogen über die Zeiten, es vereint Vergangenheit und Zukunft, bewahrt traditionelles Wissen für die Generationen von morgen und entwickelt es weiter. Nichts ist lebendiger, nichts steht mehr für unsere gemeinsame Geschichte und nichts verbindet uns so mit unserer Heimat. Kein Wunder also, dass es aus dem Handwerk auch die spannendsten Geschichten zu erzählen gibt.

Umso mehr freue ich mich, dass wir in dieser Publikation einen Einblick in die Lebenswege und den Arbeitsalltag von Handwerkern im Landkreis Meißen erhalten. Bis heute werden in der Region jahrhundertealte Handwerkszünfte gepflegt. Historische Techniken kommen ebenso zum Einsatz wie innovative Verfahren und moderne Ideen. Oft ist es gerade dieses Zusammenspiel, das die Meißner Unternehmen so erfolgreich macht. Zuallererst verbindet man mit dem Namen Meißen das Keramikhandwerk. Vor über dreihundert Jahren begann die Erfolgsgeschichte des »Weißen Goldes« in der Albrechtsburg hoch über der Stadt. Bis heute ist die Marke mit den gekreuzten blauen Schwertern weltberühmt. Die Gründung der Porzellan-Manufaktur war zugleich Initialzündung für die

Entwicklung des Keramikstandorts Meißen. Ofenkacheln, Baukeramik, Industrie- und Sanitärporzellane bis hin zu feinsten keramischen Komponenten für die Medizin wurden und werden in Meißen produziert.

Wussten Sie, das Meißen im Mittelalter zunächst als Stadt der Tuchmacher bekannt war? Während des Dreißigjährigen Krieges kam dieses Handwerk fast völlig zum Erliegen. Nur das Tuchmachertor, ein prunkvolles Renaissanceportal, zeugt vom einstigen Reichtum der Innung. Wie hier haben die verschiedenen Zünfte an zahlreichen Orten in Meißen ihre eigene Handschrift hinterlassen und das Stadtbild geprägt.

Heute sind es neben der Porzellanherstellung vor allem der traditionsreiche Weinbau und die Bierbrauerei, die das Meißner Handwerk weit über die Region hinaus bekannt machen. Viele besondere, historische Gewerke haben ebenfalls in Meißen ihr Zuhause: vom Zinngestalter bis hin zum Klavierbauer.

Nicht zuletzt sind die Handwerksmeister und Handwerksmeisterinnen jeden Tag mit Herz und Hand für uns da: Sie decken unsere Dächer, reparieren unsere Autos, mauern unsere Häuser, backen unser Brot oder schneiden unsere Haare. Ohne Sie wäre der Alltag in unserer Stadt nicht denkbar. Nun lassen sie uns zur Abwechslung an ihrem Alltag teilhaben und gewähren Einblicke in ihre vielfältige Arbeit. Seien Sie also gespannt!



Ihr Olaf Raschke



7	Matthias Jung Bäcker »Du kannst kein Bäcker werden!«
10	Peter Liebe Bäcker Uns Bäckern fällt immer etwas ein!
18	Christoph Rühle Orgelbauer Die Töne meiner Arbeit
21	Wolfgang Trobisch Klavierbauer Klavierbau gegen jede Widrigkeit
28	Rudolf Erler Schneider Mit Nadel und Faden
32	Claus Hager Porzellanmaler Malen als Berufung

»Du kannst kein Bäcker werden!«

Matthias Jung
Bäcker
geboren 1974

Als Kind hatte ich immer warme Füße, denn wir wohnten über der Bäckerei meiner Großeltern. Abends kroch ich zu meiner Oma unter die Bettdecke. Dort war es schön warm und kuschelig. Eines Morgens wachte ich früher als sonst auf und wunderte mich: Das Bett war leer. Draußen war es noch dunkel und alles was ich hörte, war ein beständiges: Bub, bub, bub. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und tapste im Schlafanzug nach unten. Als ich mich der Backstube näherte, wurde das Geräusch immer lauter. Erleichtert stellte ich fest: Alles in Ordnung. Da standen meine Großeltern und drückten den Hebel der Brötchenpresse herunter: Bub, bub, bub. Daher kam also das Geräusch!

Ich war begeistert und stand nun regelmäßig früh auf. Ich sagte zu meinem Opa: »Opa, morgen früh nimmst du mich gleich mit runter.« Er sagte stets ja, wollte mich aber meist doch nicht so früh wecken. Also versuchte ich selbst, dann aufzustehen, wenn er und meine Oma aufstanden. Doch das schaffte ich nie und musste so immer alleine hinuntergehen. In der Backstube angekommen, bekam ich meine eigenen kleinen Aufgaben. Es war eine schöne Zeit, ich erinnere mich gern daran zurück.

1984 schloss mein Großvater die Bäckerei und ging in die wohlverdiente Rente. Die Backstube mit all ihren Geräten blieb bestehen und wurde zu meinem Abenteuerspielplatz. Ich lud sogar Freunde ein, dort mit mir zu spielen. Für mich stand schon früh fest: Ich werde Bäcker!

Kurz vor der Wende schloss ich die Schule ab und wollte mit der Lehre beginnen. Doch zunächst wurde geprüft, ob ich für den gewählten Beruf geeignet war. Da ich an Heuschnupfen litt, wurde ich auf Allergien getestet. Als ich das Ergebnis erfuhr, brach für mich eine Welt zusammen. Ich hatte keinen Heuschnupfen, sondern eine Mehlallergie. Der Arzt teilte mir unmissverständlich mit: »Du kannst kein Bäcker werden.«

**Die Backstube mit all ihren
Geräten wurde zu meinem
Abenteuerspielplatz.**

Zum Glück kam ein Jahr später die Wende. Nun stand mir kein behördlicher Gesundheitstest mehr im Weg. Nichts konnte mich davon abhalten, in die Fußstapfen meines Großvaters zu treten – auch nicht die Mehlallergie!

Nichts konnte mich davon abhalten, in die Fußstapfen meines Großvaters zu treten – auch nicht die Mehlallergie!

Doch da viele Bäckereien im Osten nicht wussten, was die Zukunft bringen würde, war es nicht leicht, eine Lehrstelle zu finden. Meine Eltern fuhren schließlich mit mir zu unserer Verwandtschaft in der Nähe von Hamburg, die ebenfalls eine Bäckerei betrieb. Nach zwei Wochen Probearbeiten stand fest, dass ich dort die Lehre machen und bei meinen Verwandten leben

konnte. Das war fantastisch! Abends saßen wir zu acht am Tisch, ständig ging die Tür auf, weil Freunde spontan vorbeikamen. Dann wurde noch ein Stuhl herangerückt, zusammen gegessen und erzählt.

Diese Gemeinschaft gab mir die Kraft, meine Lehre anständig abzuschließen. Das Umfeld ist entscheidend. Viele brechen ihre Lehre ab, weil sie sich im Betrieb nicht wohlfühlen, Probleme in der Familie oder Heimweh haben. Das gab es bei mir nicht.

Mein Opa machte schon Pläne für die Zukunft. »Wir schreiben das Haus auf dich um«, sagte er zu mir. »Du sollst die Bäckerei mal weiterführen.« 1994 war ich mit meiner Lehre fertig und kehrte nach Hause zurück. Zuerst arbeitete ich jedoch noch ein Jahr bei der Bäckerei Kunze, um mehr Erfahrung zu sammeln. Kunze war ein alter Betrieb, den es heute leider nicht mehr gibt. Dort wurde alles mit der Hand hergestellt. Der Großvater meines Meisters kam regelmäßig zu uns in die Backstube. Trotz

seiner 83 Jahre ließ er es sich nicht nehmen, mir ganz genau auf die Finger zu schauen und mir Tipps zu geben. Das fand ich fantastisch, denn ich stellte schnell fest: In der Lehre lernt man, nach der Lehre begreift man.

In der Lehre lernt man, nach der Lehre begreift man.

Ein Jahr später war es so weit. Gemeinsam mit meinem Onkel, der auch Bäcker war, eröffnete ich die Bäckerei meines Großvaters wieder. Wir schmissen den alten Backofen raus, erneuerten die Backstube – und dann erfüllte nach elf Jahren wieder der Duft von frischgebackenen Brötchen das Haus. Die Leute freuten sich: »Ach die Bäckerei Jung! Hier war ich doch früher immer einkaufen! Und hinter der Theke stand immer der kleine Matthias!« Nicht nur die Kunden, sondern auch meine Großeltern waren glücklich, dass es in der Bäckerei Jung nun wieder Brot und Brötchen gab.

Nach ein paar Jahren schafften wir einen Verkaufswagen an und eröffneten eine zweite Filiale. Meine Mehlallergie ignorierte ich. Irgendwann wurde die Backstube meines Großvaters zu klein, wir konnten uns kaum noch drehen und wenden. Im Sommer heizte sich der Raum auf bis zu fünfzig Grad auf. Als ich Bewerbern ihren potenziellen neuen Arbeitsplatz zeigte, schüttelten diese entsetzt den Kopf. Schließlich fasste ich mir ein Herz und schaute mich nach etwas Größerem um. Wieder hatte ich Glück: Nur dreihundert Meter weiter lag ein Grundstück, das die Eigentümer seit zehn Jahren versuchten zu versteigern. Es war die Zeit der Immobilienkrise, und so bekam ich das Grundstück zu einem äußerst günstigen Preis. Wir bauten dort eine moderne Bäckerei nach meinen Wünschen.

Da wir nun größere Mengen backen konnten, war es uns möglich, weitere Verkaufsstellen zu eröffnen. Heute besitzen wir acht Filialen, unseren Verkaufswagen und beschäftigen fünfzig Mitarbeiter. Meine Schwester, die Bürokauffrau lernte, managt das Büro. Sie nimmt mir die leidige Arbeit ab, kümmert sich um die ausufernden Vorschriften und die Bürokratie. Müsste ich das selbst machen, käme ich nicht mehr zum Backen. Denn bis heute stehe ich am liebsten in der Backstube. Besonders nachts. Bei uns beginnt die Arbeit nicht um drei Uhr morgens, sondern um zehn Uhr abends. Denn die ersten Brötchen müssen um vier Uhr in der Früh in die Filialen geliefert werden.

Ich werde oft gefragt, ob es mich nicht stört, nachts zu arbeiten und jedes Mal antworte ich: Überhaupt nicht! Nachts zu backen ist fantastisch! Da klingelt kein Telefon, da will niemand etwas von mir.

Nachts in der Backstube habe ich meine Ruhe. Meine Kollegen und ich können uns voll und ganz auf unser Produkt konzentrieren. Es ist Wahnsinn, was man alles schafft, wenn einen keiner stört. Die Nachtarbeit in der Bäckerei ist zudem viel gesünder als die industrielle Schichtarbeit, und jeder Bäckerlehrling gewöhnt sich in der Regel schnell an den neuen Tagesrhythmus. Man muss sich nur drauf einstellen. Vor meiner Schicht gucke ich mit meiner Frau ein bisschen fernsehen, und wenn ich morgens von der Arbeit komme, kann ich sogar noch mit ihr frühstücken.

Nachts zu backen ist fantastisch! Da klingelt kein Telefon, da will niemand etwas von mir. Nachts in der Backstube habe ich meine Ruhe.

Uns Bäckern fällt immer etwas ein!

Peter Liebe
Bäcker und Konditormeister
geboren 1960

Am 5. Oktober 1959 gründeten meine Eltern die Bäckerei Liebe in Nossen. 16 Mitbewerber in dem kleinen Ort machten den Anfang nicht leicht. Obwohl ich zwischen Mehl und Zucker aufwuchs, wollte ich eigentlich nie Bäcker werden. Ich wollte Geschichte studieren. Doch dieser Traum zerplatzte schon bald, denn ich durfte kein Abitur machen. Nach einigem Überlegen beschloss ich daher, Konditor zu lernen.

Ich ging nach Karl-Marx-Stadt und begann meine Lehre 1976 bei der Konditorei Müller. Nach einem Vierteljahr fing ich tatsächlich an, den Beruf zu lieben. Nun klemmte ich mich richtig dahinter und lernte, volle Kraft voraus. Mit dem Gesellenbrief in der Tasche ging ich für ein Jahr nach Meißen, um noch einen anderen Betrieb kennenzulernen. Erst 1980 begann ich in der Bäckerei meiner Eltern zu arbeiten und absolvierte dort 1982 die Meisterprüfung zum Bäcker und Konditormeister.

In Nossen lebten in den Achtzigerjahren sechstausend Menschen. Sie wurden von uns und drei weiteren Bäckereien mit Brot und Backwaren versorgt. Der Gang zum Bäcker wurde dabei nicht selten zu einem gesell-

schaftlichen Event. Die Leute standen plaudernd in der Schlange vor unserer Bäckerei, während sie auf das frische ofenwarme Roggenmischbrot warteten – wir backten in dieser Zeit nur diese eine Sorte. An Freitagen ging es besonders hoch her. Jede Stunde kamen hunderte Brote aus dem Ofen. Die Kunden hatten ihre Brötchen und Kuchen im

Einkaufsbeutel verstaут und auch das Brot schon bezahlt. Danach warteten sie darauf, dass ich es aus der Backstube brachte. Ich trug die Brote auf einem Brett in den Laden und verteilte sie an die Kunden. Einmal waren in sieben Minuten alle Brote weg. Wer nichts abbekam, musste wieder eine Stunde warten. Da kam es auch mal vor, dass eine Frau das heiß-begehrte Brot in ihren Korb tat – und von hinten stibitzte es ein Langfinger

**Die Leute standen plaudernd
in der Schlange vor unserer
Bäckerei, während sie auf
das frische ofenwarme
Roggenmischbrot warteten.**



mit den Worten: »Ich war zuerst da«, wieder heraus. Wirklich aufgeregt hat sich da niemand. Meine Mutter Bärbel Liebe, geboren 1939, sagt immer: »Früher konnte man mit den Leuten noch einen Spaß machen.« Wenn jemand einen Witz erzählte, gab jemand anderes in der Schlange auch etwas zum Besten. Auf diese Weise verging die Wartezeit wie im Fluge.



Auch unser Einfallsreichtum kannte keine Grenzen. Um unsere Kunden mit leckerem Obstkuchen zu versorgen, konservierten wir Früchte in größeren Mengen. Im Sommer füllten wir unsere Kühltruhen mit Erdbeeren, im Herbst mit Pflaumen und Stachelbeeren. Unser größtes »Konservierungsereignis« war das jährliche Einkochen von Sauerkirschen. Am Anfang in Gläsern, später in Plastefässern. Mit Deckel und Spannring hielten die eingekochten Kirschen genauso gut, wie in Gläsern. Bis zu tausend Kilogramm wurden so an einem Samstag verarbeitet. Mit dem Waschen, Auslesen, Entsteinen und Kochen waren bis zu zwanzig Leute beschäftigt. Unser Hof glich dann einem Bienenstock. Unsere Äpfel bezogen wir von einer Apfelplantage im nahegelegenen Krögis. So konnten wir das ganze Jahr Kuchen und Kleingebäck mit Obst anbieten.

Ein weiteres Standbein war unser Teegebäck. Bis zu zehn Sorten hatten wir im Angebot: ausgestochenes und gefülltes Teegebäck, Spritzgebäck, Heidesand, Schwarzweißgebäck, Nussmürbchen, Anisplätzchen, Zuckerplätzchen und vieles mehr.

Von Seiten des Staates wurden viele Anstrengungen unternommen, die Versorgung mit Rohstoffen zu verbessern. In den staatlichen Aufkaufstellen wurden grüne Tomaten aufgekauft, dann kandiert und den Bäckern als Zitronat-Ersatz angeboten. Im Kollegenkreis war dieser höchst umstritten. Die Bäckermeister aus den umliegenden Dörfern lehnten ihn ab, die Stadtbäcker waren aufgeschlossener. Also wurde eine Blindverkostung durchgeführt. Christstollen mit richtigem Zitronat – das es in kleinen Zuteilungen noch gab –, gegen Christstollen mit kandierten, grünen Tomaten. Uns überraschte das Ergebnis nicht: Keiner konnte sagen, welcher das Original und welcher den Zitronat-Ersatz enthielt.

Doch es gab auch Misserfolge bei den Ersatzrohstoffen. So wurde aus Erbsen und Bohnen eine Art Marzipanmasse hergestellt, Legupan genannt. Es roch beim Backen fürchterlich aus dem Ofen und war ungenießbar. Unsere Einkaufsgenossenschaft musste etwa zehn Tonnen davon entsorgen.

Dann kam die Wende, und fast alles änderte sich. Unsere Kunden wurden wählerischer und anspruchsvoller. Westgebäcke und Westsortimente waren gefragt. In der DDR hatte es nur Doppelsemmeln gegeben. Jetzt backten wir plötzlich zwanzig verschiedene Brötchen. Körnerbrötchen

Dann kam die Wende, und fast alles änderte sich. Unsere Kunden wurden wählerischer und anspruchsvoller.

kannten wir aus DDR-Zeiten überhaupt nicht. Auch neue Brotsorten kamen hinzu. Darauf mussten wir uns einstellen. Heute führen wir fünfzehn verschiedene Brote im Sortiment.

Die Vertreter der Backmittelindustrie gaben sich die Klinke in die Hand, und natürlich versprach jeder, das beste Produkt anzubieten. Anfangs backten wir auch viel »Mist«, vor allem mit Fertigmehlen. Aber die Kunden wollten die Westbackwaren. So schnöde Zutaten wie Pflaumen, Kirschen und Stachelbeeren auf dem Kuchen waren verpönt – es mussten schon Ananas, Pfirsich oder Mandarine sein. Das war »in«.

Auch Teegebäck war nicht mehr gefragt. Die schönen bunten Schachteln der Industrie machten das Rennen. Wir brauchten einige Zeit, um unser Sortiment nezugestalten.

Doch da der Mensch ein Gewohnheitstier ist, kamen unsere Kunden nach etwa zwei Jahren zu ihren alten Essgewohnheiten zurück. Sie sahen ein, dass die West-Semmeln zu viel Luft hatten und zu sehr krümelten: Man wollte die gute alte DDR-Semmel zurück. Die Backmittelindustrie mit ihren Fertigmehlen verbannten wir aus der Backstube. Eigene Kreationen schmecken uns und unseren Kunden besser. Auch unsere Brote



Unsere Brote backen wir fast ausschließlich mit selbstgezo- genem Sauerteig – wie früher eben, nur vielfältiger.

backen wir fast ausschließlich mit selbstgezo- genem Sauerteig – wie früher eben, nur vielfältiger.

Wie gut unsere Rezepte aus DDR Zeiten sind, konnten wir schon 1993 beweisen. Wir belieferten die Kantine des neu erbauten REWE-Regional- lagers in Starbach. In dem Jahr waren alle Filial- leiter von REWE zur Jahrestagung nach Dresden eingeladen worden. Natürlich besuchten sie das Lager und wir bekamen den Auftrag, ein typisch sächsisches Kuchenbuffet zu liefern und auszuge- ben. Einer der Anwesenden kam danach zu mir und stellte sich als Kollege aus Saarbrücken vor. Er lobte unsere Backwaren und meinte: »Also es ist ja

erstaunlich, was du in so kurzer Zeit nach der Wende für eine Qualität lieferst.« Ich antwortete ihm: »Guter Mann, das sind noch die alten Re- zepte meines Vaters, die wir schon zu DDR-Zeiten gebacken haben.« Er zeigte mir einen Vogel und schüttelte immer wieder mit dem Kopf: Das hat er mir nicht geglaubt.

Die Wende bot uns die Möglichkeit für moderne Investitionen. Im Jahr 1983 hatten wir bereits das Nachbarhaus gekauft und unsere Backstube erweitert, nun bauten wir einen neuen größeren Laden, der sich über beide Häuser erstreckte. Maschinen die wir nicht kannten oder nur im

Westfernsehen bestaunt hatten – beispielsweise Fettbackgeräte mit auto- matischer Wendeeinrichtung – waren plötzlich verfügbar und wurden rege genutzt. Doch leider mussten auch wir, wie viele unserer Kollegen, schlechte Erfahrungen machen. Maschinen und Ladeneinrichtungen wurden uns völlig überteuert verkauft, teilweise um hundert Prozent teu- rer als in den alten Bundesländern. Keiner der Innungs- und Genossen- schaftsverbände, die sich heute gern mit ihrer Hilfe von damals rühmen, warnte uns.

Auch das Nachtbackverbot, das in der Bundesrepublik existierte und in den neuen Bundesländern eingeführt wurde, machte uns zu schaffen.

Wir durften nun vor drei Uhr morgens keinen Teig machen und vor vier Uhr keine Backware in den Ofen schieben. Wir investierten also viel Geld in neue Kühltechnik, um die Brötchen vorzuberei- ten, über die Kühlung reifen zu lassen und sie erst am nächsten Morgen ab vier Uhr zu backen. Dass

Das Nachtbackverbot, das in den neuen Bundeslän- dern eingeführt wurde, machte uns zu schaffen.

die Diskussion darüber, das Nachtbackverbot abzuschaffen, bereits seit 1980 im Gange war und in der Wendezeit schlichtweg ausgesetzt wurde, erfuhren wir erst viel später. Da hatten wir die Investitionen längst getä- tigt. Das Nachtbackverbot wurde schließlich am 1. November 1996 ab- geschafft.

Mein Vater, Konrad Liebe (* 27.04.1937 †22.11.1999), war froh, dass ich in dieser Zeit bei ihm arbeitete. Ohne mich, sagte er oft, hätte er die Bäcke- rei geschlossen. Er war Bäcker mit Leib und Seele und hatte es verstan- den, sich innerhalb der Mangelwirtschaft zu organisieren. Als wir nach der Wende nur Geld in die Hand nehmen mussten und sofort alles beka- men, was wir brauchten, fehlten ihm die Erfolgserlebnisse. Außerdem kam er mit den neuen Vorschriften und Verordnungen nicht zurecht. Deshalb gründeten wir im Zuge der Investitionen und Umbauten im Jahr 1993 eine GmbH, um die Last auf mehrere Schultern zu verteilen. Von da an waren wir gleichberechtigte Partner: Vater und Sohn. Da ich auch schon als Angestellter in die Leitung des Betriebes involviert gewesen war, stellte dies keine größere Umstellung für mich dar. Mit der schweren Erkrankung meines Vaters übernahm ich 1997 die alleinige Geschäftsfüh- rung des Betriebes.

Im Jahr 2011 wurde ich durch das Zutun meines Namensvetters Rainer Liebe in eine ganz besondere Aktion in Nossen verwickelt. Die Stadt wollte den Schulhof der Grundschule neu bauen lassen. Um Geld dafür zusammenzubekommen, ließ sich der Bürgermeister vom Stadtwappen

von Nossen inspirieren. Dieses zeigt drei Nussbäume. Die Schüler sollten nun Walnüsse sammeln. Als sie genug zusammen hatten, überlegten das Rathaus und die Lehrer, was sie daraus herstellen könnten, um es gewinnbringend zu verkaufen. Der Bürgermeister, der die Nüsse bei sich zum Trocknen aufhing, schlug schließlich vor: »Wir lassen beim Rainer Liebe, stolzer Besitzer einer Ölmühle, Walnussöl pressen!«

Rentner im Seniorenclub, Schüler und Eltern knackten die vielen gesammelten Nüsse. Rainer Liebe machte daraus Öl und erzählte bei passender Gelegenheit der lokalen Zeitung, dass der Peter Liebe aus den Resten Walnussbrot bäckt. Ohne vorher mit mir darüber zu reden! Ich musste mir also etwas einfallen lassen. Nach einigen Versuchen entschied ich mich für zwei Varianten: ein Walnussbaguette und ein Mischbrot. Von jedem verkauften Brot wanderten fünfzig Cent in eine Sparbüchse. Da kam ein ordentlicher Betrag zusammen! Auf dem Weihnachtsmarkt, auf dem wir traditionell den Stollen anschneiden und verschenken, übergaben wir das gesammelte Geld.

2019 feierte die Bäckerei Liebe ihr sechzigjähriges Betriebsjubiläum. Als ich ein Bild von unserem alten Laden auf Facebook postete, gab es einige Kommentare. Die Nossener erinnerten sich an etwas ganz Spezielles: Meine Eltern hatten den Kindern immer Kuchenränder mitgegeben, kos-

Meine Eltern gaben den Kindern immer Kuchenränder mit, kostenlos – und die Jungen und Mädchen tauschten freudig Pflaume, Apfel und Kirsche untereinander.

tenlos – und die Jungen und Mädchen tauschten freudig Pflaume, Apfel und Kirsche untereinander. Nach sechzig Jahren blicke ich zurück auf ein zweigeteiltes Leben: auf dreißig Jahre DDR (davon 14 Jahre im Beruf) und dreißig Jahre BRD. Beide könnten unterschiedlicher nicht sein. In der DDR wurden wir Bäcker gebraucht. Wir fingen um drei Uhr nachts an zu backen und um sechs Uhr abends war alles ausverkauft. Heute – obwohl ich

die letzte warme Backstube in Nossen bin – muss ich mich mit meinen Produkten präsentieren und Angebote machen, damit ich weiterhin bestehen darf. Wie viele Kunden am Tag kommen, gleicht einer Lotterie. Ich musste ein Gespür dafür entwickeln, an welchen Wochentagen wie viele und welche Backwaren gekauft werden. Das ist schwer vorherzusehen. Hinzu kommt, dass wir mit Vorschriften bombardiert werden. Datenschutzgrundverordnung und Dokumentationspflichten lassen uns kaum noch Zeit, unserer eigentlichen Arbeit nachzugehen. Der neuste Einfall der Regierung ist, dass wir für jeden Kunden einen Kassenbon ausstellen müssen, auch wenn er nur ein Brötchen kauft. Kaum einer nimmt diesen

Bon mit und so landet er im Müll. Allerdings wird durch die Bonpflicht eine ganze Branche kriminalisiert, denn die Begründung dafür ist die Unterbindung von Steuerhinterziehung.

Auch die Lebensmittelüberwachungsbehörden nehmen uns regelmäßig in die Mangel. Skandale gibt es bei uns kleinen Bäckern jedoch kaum, vielmehr werden sie immer mal wieder bei den Großen aufgedeckt. Dann verschärfen die Behörden die Vorschriften, aber nur bei uns Kleinen werden sie rigoros durchgesetzt. Da denke ich mir manchmal: »Jetzt reicht's! Ich hab die Schnauze voll!« Wenn ich meinen Beruf nicht so lieben würde, hätte ich den Laden schon dicht gemacht. Doch trotz aller Steine, die uns in den Weg gelegt werden, stehe ich jeden Tag gern auf, um in meiner Backstube für die Kunden zu backen.



Die Töne meiner Arbeit

Christoph Rühle
Orgelbauer
geboren 1980

Hätte mir jemand in meiner Jugend gesagt: »Eines Tages wirst du es lieben, in der Kirche zu stehen und dem Orgelspiel zuzuhören«, hätte ich ihm geantwortet: »Du spinnst!« Allerdings interessierte ich mich schon damals für den technischen Aspekt und den Aufbau von Orgeln. Die Freude an der Musik kam erst mit der Zeit.

Die Tradition begann mit meinem Opa Wilhelm Rühle. Als Tischlermeister, ausgebildeter Kirchenmusiker und gelernter Orgelbauer fand er 1932 in Dresden keine Anstellung. So beschloss er, sich selbstständig zu machen. Sein erster Auftrag war die Restaurierung eines Orgelpositivs, einer kleinen Orgel, welches im Schloss des Prinzen Ernst Heinrich von Sachsen in Moritzburg stand und sich in dessen Privatbesitz befand. Dann kam der Zweite Weltkrieg und mein Großvater wurde zur Armee eingezogen. 1948 kehrte er aus der Kriegsgefangenschaft auf der Halbinsel Sinai zurück und machte sich sogleich wieder an die Arbeit. 1964 zog er in die Räumlichkeiten der heutigen Werkstatt ein. Direkt daneben befindet sich unser Wohnhaus. Mein Vater, Wieland Rühle, erlernte den Beruf des Orgelbauers bei meinem Großvater und übernahm 1987 die Werkstatt.

Von meinem Kinderzimmer aus bekam ich alles mit, was in der Werkstatt passierte.

Von meinem Kinderzimmer aus bekam ich alles mit, was in der Werkstatt passierte. Ich besaß sogar eine eigene Kinderhobelbank. Wenn es etwas zu basteln gab, übernahm ich das voller Freude. In den Ferien hieß es für mich, dem Vater beim Restaurieren von Orgeln zu helfen, wobei die Arbeiten in der Werkstatt am spannendsten waren.

Aufgewachsen in der Werkstatt konnte ich mir keinen anderen Beruf als Orgelbauer vorstellen und suchte nach einer Lehrstelle. Im Jahr 2000 war das Handwerk noch sehr gefragt und die Konkurrenz um die Lehrstellen hoch. Ich bewarb mich bei einer Reihe von Firmen und fing bei der ersten an, die sich positiv zurückmeldete: ein großes Unternehmen

in Überlingen am Bodensee. Zu Spitzenzeiten zählten sie über zwanzig Mitarbeiter. Es waren wunderbare Kollegen, die sich auch um uns Auszubildende kümmerten. Keiner von ihnen arbeitete nur vor sich her oder ließ mich als Lehrling die Schwerstarbeiten erledigen. Hier wurde Wissen und Können vermittelt, und ich bekam die gesamte Bandbreite des Orgelbaus mit. Gleich am Anfang meiner Lehre arbeitete ich am Neubau einer Orgel in Karlsruhe mit. Es war beeindruckend: Ich durfte dabei mitwirken, wie eine neue Orgel vom Bodenrahmen bis zu den letzten Pfeifen hochgezogen und komplett in der Kirche intoniert wurde!

Leider lief das Geschäft wirtschaftlich nicht gut. Nach der Hälfte meiner Ausbildungszeit hatte die Firma immer weniger Aufträge, also schaute ich mich nach einem neuen Arbeitgeber um. Fündig wurde ich in Waltershausen in Thüringen. Die Firma war kleiner und deutlich familiärer. Gelegentlich unternahmen wir Kollegen etwas

miteinander. Doch ich mochte es auch, allein unterwegs zu sein und durch den Thüringer Wald zu wandern. Wenn ich Lust hatte, lief ich eine schöne große Schleife bis Friedrichroda oder nach Tabarz und fuhr danach gemütlich mit der Thüringer Waldbahn zurück nach Waltershausen. Als 2004 meine Gesellenprüfung anstand, war ich aufgeregt. Ich hatte den Ehrgeiz, etwas Sinnvolles zu machen. Dass mein Gesellenstück, wie bei vielen Orgelbauern, nach der Prüfung im Regal verstauben würde, kam für mich nicht in Frage. Bei der Kreishandwerkerschaft Barnim in Eberswalde konnte ich diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Dort durften Gesellenprüfstücke aus der Produktion eingereicht werden.

Mein Ausbildungsbetrieb unterstützte mich bei der Suche nach einem sinnvollen Gesellenstück, welches wir schließlich in Form einer Windlade sowie einiger Holz- und Zinnpfeifen fanden. Die Windlade ist das Herzstück jeder Orgel, sie leitet den Wind vom Winderzeuger zu den Pfeifen und ist dafür verantwortlich, dass die schönen Töne erklingen können. Als ich meine Windlade in der Prüfung vorstellte, war sich die gesamte Prüfungskommission einig: »Das hast du toll gemacht! Wenigstens einer, der was Richtiges mitbringt!« Meine Arbeit wurde wenig später in der evangelischen Kirche in Dermbach eingebaut.

Nach der Lehre arbeitete ich noch ein halbes Jahr in meinem Ausbildungsbetrieb und ging dann für ein halbes Jahr nach Olbersdorf bei Zittau. Schließlich war die Zeit reif, in die Familienfirma zurückzukehren.

Nach der Hälfte meiner Ausbildungszeit hatte die Firma immer weniger Aufträge, also begann ich, mich nach einem neuen Arbeitgeber umzuschauen.

Zwei Jahre arbeitete ich mit meinem Vater und löste ihn im Jahr 2007 als Chef ab. Die ersten Jahre blieb er als Rentner im Betrieb und beriet mich ausführlich. Zudem hatte ich sehr erfahrene Mitarbeiter an meiner Seite. Ich konnte sie viel fragen und war somit nicht auf mich allein gestellt.

Heute sind wir zu viert im Betrieb. Unsere Aufträge erhalten wir von den einzelnen Kirchengemeinden. An den Ausschreibungen für Reparaturen beteiligen sich normalerweise bis zu fünf Orgelbauer. Wir erledigen Orgelreinigungen, Reparaturen, komplette Restaurierungen oder Orgelumbauten. Der Orgelneubau ist in Sachsen beinahe komplett zum Erliegen gekommen, da jede Kirche mittlerweile eine Orgel besitzt.

Für mich ist es wichtig, neben der Arbeit als Innungsoberrmeister der Musikinstrumentenbauerninnung aktiv zu sein. Aktuell gehören ihr 16 Mit-

**Über die Innung lerne ich
Kollegen aus anderen
Fachgebieten kennen, die
mir dabei helfen, meinen
Horizont zu erweitern
und über den Tellerrand
hinauszusehen.**

glieder an, darunter Orgelbauer, Klavierbauer, Blasinstrumentenbauer. Über die Innung lerne ich Kollegen aus anderen Fachgebieten kennen, die mir dabei helfen, meinen Horizont zu erweitern und über den Tellerrand hinauszusehen.

Mit der Arbeit geht heute eine Menge Bürokratie einher. In den letzten Jahren nahm sie furchtbare Ausmaße an. Die Lohnabrechnung meines Großvaters war handschriftlich und bestand aus acht

Zeilen. Heute wird sie am Computer erstellt und umfasst eine eng beschriebene A4-Seite. Um alles zu bewältigen bin ich gezwungen, mindestens einen ganzen Tag pro Woche im Büro zu sitzen.

Ehrlicherweise könnte ich ein wenig Hilfe vertragen. Doch einen Lehrling kann ich nicht ausbilden. Denn dafür müsste ich gewährleisten, dass er bei einem Neubau mitwirkt. Das kann ich nicht. Außerdem geht ein Lehrling mit noch mehr Bürokratie einher: Nein, danke. Die Zeit nutze ich viel lieber, um mein Handwerk auszuüben.

Von Kindesbeinen an bin ich zwischen Orgeln unterwegs und verliere nicht die Begeisterung für die anmutigen Instrumente. Eine Zeit lang nahm ich sogar selbst Klavierunterricht. Noten lesen und den Tasten ein paar Töne entlocken zu können, ist für uns Orgelbauer zwar kein Muss, aber es hilft ungemein, das Instrument zu verstehen. Das richtige Spielen überlasse ich den Profis – und erfreue mich bei Konzerten an den Tönen meiner Arbeit.

Klavierbau gegen jede Widrigkeit

**Wolfgang Trobisch
Klavierbauer
geboren 1960**

Ich hatte nicht vor Klavierbauer zu werden. Vielmehr wollte ich Musikwissenschaften studieren, denn ich war schon in der Schulzeit sehr musikalisch. 1978, kurz bevor ich in die zwölfte Klasse kam, legte ich die Voreignungsprüfung ab und bestand sie. Das bedeutete, dass ich nach dem Abitur sofort immatrikuliert werden würde. Doch es sollte anders kommen. Noch bevor ich das Studium antreten konnte, erhielt ich die vorfristige Exmatrikulation. In dem Brief stand, ich hätte nicht die politische Reife, um zu studieren. Als Leiter der Singegruppe hatte ich nämlich meine eigenen Ideen verfolgt. Einmal ließ ich im Staatsbürgerkundeunterricht das Lied »Die Gedanken sind frei« singen. Meine Mitschüler freuten sich. Die Schulleitung jedoch nicht. So war mein Studium vorbei, bevor ich überhaupt damit angefangen hatte.

Zudem erfuhr ich von einer Bekannten, die Kontakte zur Stasi hatte, dass ich nach dem Schulabschluss nicht zur Armee eingezogen werden sollte. Also drohte mir die Arbeitslosigkeit und damit »asoziales Verhalten«. Als der Sommer kam und die Schulzeit fast vorbei war, musste ich etwas tun, denn arbeitslos wollte ich auf keinen Fall werden.

Ich wusste, dass ich handwerklich nicht ungeschickt war, Klavier spielen konnte ich auch, also war der Klavierbau das Naheliegendste. So klappte ich die Betriebe ab. Ich trampelte nach Leipzig, Sangerhausen, Eisenberg und Seifhennersdorf, denn dort befanden sich die vier großen Klavierbaufirmen. In Eisenberg bekam ich endlich eine Stelle. Nun brauchte ich eine Wohnung. Also ging zum Rat des Kreises, Abteilung Wohnungswesen, und sprach vor: »Schönen guten Tag, mein Name ist Trobisch. Ich komme aus Meißen. Ich brauche ein Zimmer.« Sie sagten, sie hätten keines. Also trampelte ich zurück nach Meißen, nur um zwei Tage später wiederzukommen. Was hatte ich für eine Wahl?

**Als der Sommer kam und
die Schulzeit fast vorbei
war, musste ich etwas tun,
denn arbeitslos wollte ich
auf keinen Fall werden.**

»Sie waren doch am Dienstag erst da«, sagte die zuständige Dame. »Ja, aber vielleicht ist inzwischen ein Zimmer frei geworden?«, antwortete ich. »Nein, da muss ich Sie enttäuschen.« So ging es die ganzen Ferien. Sieben Wochen lang stand ich jeden Dienstag und Donnerstag dort und sprach meinen Satz. Am Ende hatte ich das Zimmer.

So kam ich zu meiner Wohnung und zu meiner Arbeit, aber noch nicht zu meinem Beruf.

So kam ich zu meiner Wohnung und zu meiner Arbeit, aber noch nicht zu meinem Beruf.

Der Betrieb, für den ich arbeitete, hieß VEB Möbelkombinat Eisenberg, Betriebsteil fünf, Klavierbau. Dort wurden in Massenfertigung 32 Klaviere am Tag produziert, von zweihundert Beschäftigten. Ich kam sofort in die Produktion. Die Klavierkörper liefen auf einem Fließband an den Arbeitern vorbei, alle 13 Minuten bewegten sie sich zur nächsten Fertigungsstation weiter. Jeder hatte also genau diese Zeit, um seinen einen Handgriff zu machen.

Bei dieser Arbeit lernte ich nichts über den Klavierbau, denn da ich kein Lehrling, sondern Produktionsmitarbeiter war, wurde ich auch nicht ausgebildet. Doch Eisenberg hatte mir die Erwachsenenqualifikation zugesagt: Das war meine Bedingung bei der Betriebssuche gewesen. Bis es dazu kam, dauerte es. Ein Jahr arbeitete ich in der Produktion und kam gut zurecht. Die Betriebsleitung sagte mir, dass sie mich halten wollten, teilte mir aber auch mit, dass es mit der Erwachsenenbildung nicht funktionieren würde. »Aber das habt ihr mir doch zugesagt«, sagte ich. »Ja, aber es funktioniert nicht. Es gibt ja nicht einmal einen Lehrplan.«

Den Lehrplan gab es nur für die Lehrlinge. Glücklicherweise kannte ich die Fachlehrerin an der Berufsschule in Eisenberg. Sie war oft mit den Lehrlingen bei uns im Betrieb unterwegs. Ich ging auf sie zu und fragte, ob ich den Lehrplan für die Lehrlinge sehen könnte. Sie gab ihn mir, und ich schrieb ihn für mich um. Dann ging ich wieder zu meinen Vorgesetzten: »Jetzt könnt ihr euch nicht mehr rausreden.« »Das ist ja schön und gut«, antworteten sie, »aber in die Klassen kannst du immer noch nicht rein. Die sind voll.«

Also ging ich wieder zu der Fachlehrerin und fragte gerade heraus: »Können Sie sich vorstellen, sich einmal in der Woche eine Stunde mit mir hinzusetzen, um mir Aufgaben zu stellen?« Über die Woche würde ich sie erledigen und mich um alles andere selbst kümmern. Sie sagte zu. Sie sah, dass ich weiterkommen wollte. Kurze Zeit später kam noch eine junge Frau in den Betrieb, die ebenfalls in die Erwachsenenbildung wollte.

Durch meinen Einsatz konnte diese nun beginnen. Gemeinsam lernten wir innerhalb eines halben Jahres die gesamte Theorie. Am Ende bekam ich meinem Facharbeiterbrief. Doch noch immer wusste ich wenig vom Klavierbau. In der Praxis hatte ich nur einzelne Schritte am Fließband kennengelernt, ohne je den Zusammenhang zu erleben. Ich hatte zwar Teile in Klaviere eingebaut, diese aber nie selbst hergestellt. Einen Flügel hatte ich noch nie von innen gesehen. Ich wollte mehr lernen.

In Eisenberg gab es eine weitere Klavierbaufirma, eine viel kleinere. Dort arbeitete man noch handwerklich. Sie wurde Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gegründet. Gemeinsam mit einem Mitarbeiter baute der Inhaber Kurt Kirst 25 Klaviere im Jahr. Alle per Hand, mit Warmleim. Das war die alte hohe Schule. So wurden Klaviere schon vor dem Krieg hergestellt. Ich wollte unbedingt dort arbeiten. Also sprach ich bei Kurt Kirst vor. Er sagte kurz und knapp: »Wir brauchen niemanden.«

Das darf nicht das Ende sein, dachte ich. Ich arbeitete weiterhin in der großen Klavierbaufirma und überlegte mir einen Plan. Dann ging ich wieder zu Kurt Kirst. Ich schlug ihm vor, halbtags bei ihm zu arbeiten, ohne einen Pfennig Bezahlung. Ich sagte, meinen Lebensunterhalt würde ich abends in der Produktion verdienen. Er sagte, dass er das nicht machen könne, denn dann wäre ich bei ihm nicht versichert.

Ich gab nicht auf. Alle 14 Tage stand ich an seiner Tür und versuchte es mit neuen Ideen. Irgendwann wurde es ihm zu bunt. Er machte mir einen Vorschlag: »Normalerweise würdest du bei mir sechshundert Mark verdienen. Du wirst zweihundert bekommen. Normalerweise würdest du um halb sieben anfangen. Du wirst um fünf Uhr hier sein, den Ofen heizen und den Leim anwärmen, damit wir um halb sieben anfangen können zu arbeiten. Und normalerweise würdest du um vier Uhr Schluss machen. Du wirst nach vier noch alles aufräumen und erst um halb sechs Schluss machen.«

Es waren harte Bedingungen, aber ich hatte es geschafft und sagte zu. Ich war drin. Die nächsten drei Jahre arbeitete ich in der Werkstatt und lernte die alten Techniken. Von früh bis spät begleitete ich den kompletten Arbeitsablauf: vom Holzstapel bis zum fertigen Klavier. Wir konnten unseren Kunden, durchweg private Auftraggeber aus der DDR,

Noch immer wusste ich wenig vom Klavierbau. In der Praxis hatte ich nur einzelne Schritte am Fließband kennengelernt, ohne je den Zusammenhang zu erleben.

Ich gab nicht auf. Alle 14 Tage stand ich an seiner Tür und versuchte es mit neuen Ideen.

ganz individuelle Wünsche erfüllen. Sie kamen meist persönlich in der Werkstatt vorbei. Es war schön zu wissen, wo das fertige Instrument einmal stehen würde.

Ein Problem für den Betrieb war, dass jedes Klavier zu einem festen Preis verkauft werden musste. Den legte der Staat fest. Doch die Regierung

Die Regierung unterstützte die Industrieproduktion. Kleine Privatunternehmen mussten immer kämpfen.

unterstützte die Industrieproduktion. Kleine Privatunternehmen mussten immer kämpfen. So durften sie die von Hand gefertigten Klaviere nicht teurer verkaufen als die Fließbandinstrumente. Die einen waren jedoch von zwei erfahrenen Händen gebaut, die schon hunderte Klaviere

gefertigt hatten, die anderen wurden von hunderten Händen zusammengesetzt, die noch nie ein einziges Klavier gebaut hatten.

Die staatlich verordneten Preise reichten deshalb nicht aus, um die Kosten für unsere Handarbeit abzudecken, und so musste jeder, der bei uns ein Klavier kaufte, noch einen bestimmten Betrag ohne Rechnung zahlen. Doch das ging nicht immer gut. Als Herr Kirst eine Frau anrief, die ein Klavier bestellt hatte, sah ich, wie sein Gesicht zusammenfiel. Die Frau arbeitete beim Rat des Kreises, Abteilung Finanzen. Dies hatte er erst durch den Rückruf bei ihr erfahren, und ihm wurde klar, wie schnell sein Schwarzgeld-Geschäft auffliegen könnte. Mit blassem Gesicht legte er den Hörer auf und sagte: »Ich habe die Schnauze voll. Ich bin 73. Irgendwann drehen die mir da noch einen Strick.«

Im November 1984 schloss er seine Werkstatt. Für mich hatte es sich trotz der Strapazen gelohnt. Ich ging mit unglaublich fundiertem Wissen. So

Für mich hatte es sich trotz der Strapazen gelohnt. Ich ging mit unglaublich fundiertem Wissen.

hartnäckig geblieben zu sein, war eine der besten Entscheidungen, und sie sollte sich auszahlen.

Ich kehrte nach Meißen zurück und machte mich im Februar 1985 selbstständig. Dabei half mir, dass dort Fachleute gebraucht wurden, die Klaviere für Theater und Konzerthallen stimmen, warten und reparieren konnten. Ich wusste, dass

die Behörden in der Planwirtschaft sehr darauf bedacht waren, solche Versorgungsmängel zu beheben, und dass ich deshalb mein Geschäft problemlos anmelden konnte. Ich versuchte also, ein wenig zu pokern und stellte zwei Bedingungen: Ich wollte eine eigene Werkstatt, um dort Klaviere zu bauen, und ich wollte ein Telefon.

Nach drei Wochen meldete sich der Rat des Kreises bei mir. Er ging nicht auf meine Forderungen ein. Sie teilten mir mit, dass ich zwar meine Selbst-

ständigkeit bekommen könnte, aber nur ohne Werkstatt und ohne Telefon. Einen Meister musste ich nicht vorweisen, den konnte ich nachholen.

Ich musste mir also selbst eine Werkstatt suchen, was nicht einfach war. Räume wurden hauptsächlich durch den Rat des Kreises vergeben. Doch zum Glück machte ich den Besitzer eines kleinen Lagerraums ausfindig und mietete mich bei ihm ein.

Die Auftragslage war sehr gut. Ich hatte eine Annonce in die Zeitung gesetzt, die einzige Werbung, die ich brauchte. Per Postkarte teilte ich den Kunden mit, wann ich zu ihnen kommen würde.

In meiner Werkstatt bot ich alles an: Ich stimmte Klaviere und reparierte sie, ich wollte aber auch Instrumente bauen. Die Preise für meine Arbeit

waren staatlich festgesetzt. So kostete das Stimmen eines Klaviers einheitlich acht Mark. Viele Arbeiten konnte ich per Hand ausführen. Die Herstellung der Bass-Saiten jedoch nicht. Diese Saiten sind mit Kupfer umspinnen und lassen sich nicht ohne Maschine herstellen. In Gera fand ich jemanden, der eine dieser Maschinen verkaufte. Baujahr 1920. Die Maschine sollte fünf-

tausend Mark kosten. Ich zögerte nicht lange und nahm einen Kredit auf. Nun war ich einer von zwei Betrieben in der DDR, die so eine Maschine besaßen. Von da an stiegen die Aufträge noch einmal stark an.

Nach drei Jahren begann ich meine duale Meisterausbildung. Ich fand einen Meister, der mich ausbildete, in der Meisterschule lernte ich den betrieblichen Teil, gemeinsam mit Tischlern, Bäckerinnen und Friseuren. Staatsbürgerkundeunterricht war immer am Dienstag. Doch ab dem Herbst 1989 konnte ich daran nicht mehr teilnehmen, denn in Meißen fanden dienstags die Demonstrationen statt. Diese waren mir wichtiger. Den Meister schloss ich 1992 ab und wollte nun mein eigenes Klavierhaus aufbauen. Durch einen Zufall kam ich zu meinen ersten Mitarbeitern. Stefan, ein alter Freund von mir, hatte bei einem Turmuhrenbauer als Elektriker gearbeitet und gerade seinen Job verloren. Er war ein geschickter Bursche. Ich wollte ihn einstellen, konnte mir aber nicht leisten, ihm ein Gehalt zu zahlen. Mit dem Arbeitsamt fanden wir eine Lösung: Stefan würde sein Arbeitslosengeld bekommen und ich würde Geld dafür erhalten, dass ich ihn ausbilde.

Gemeinsam mit seinem Kollege Jan, der ebenfalls die Arbeit beim Turmuhrenbauer verloren hatte und zu mir kam, begann Stefan die Ausbildung. Den theoretischen Teil konnte ich den beiden allerdings nicht bieten. Ich

Ich zögerte nicht lange und nahm einen Kredit auf. Nun war ich einer von zwei Betrieben in der DDR, die so eine Maschine besaßen.

gab ihnen dafür ein halbes Jahr frei und besorgte die Lehrbücher. Für die Prüfung fuhren sie nach Ludwigsburg und schlossen sie mit zwei Komma fünf ab. Ohne eine Stunde Unterricht. Sie waren beide kluge Köpfe und sehr gute Handwerker.

Jan ist seither eine feste Größe im Unternehmen. Drei Jahre später stellte ich Ulrike ein, die ihre Ausbildung zur Klavierbauerin in Ludwigsburg absolviert hatte. Stefan ging 2000 nach Heidelberg, weil seine Frau hier keine Stelle fand. 2005 gesellte sich Silvio zu uns. Wir vier bilden heute die Stammbesetzung des Klavierhaus Trobisch.

An unserer Arbeit gefällt mir die Vielseitigkeit. Jeder hat seine Vorlieben.

An unserer Arbeit gefällt mir die Vielseitigkeit. Jeder hat seine Vorlieben. So mag ich besonders den Kundenkontakt und genieße es, mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Inzwischen über-

nehme ich fast ausschließlich den Außendienst und Sorge dafür, dass wir immer ausreichend Aufträge bekommen. Ulrike erledigt neben der Arbeit in der Werkstatt viel Büroarbeit, die ich nicht mehr schaffe. Jan ist der Mann für knifflige Dinge.

Einen großen Teil der täglichen Arbeit machen Reparaturen aus. Die kleinen Sachen erledigen wir nicht in der Werkstatt, denn der Transport eines Klaviers oder eines Flügels ist aufwendig. Außerdem arbeiten wir direkt mit Künstleragenturen zusammen. Wenn jemand ein Klavier für ein Theater oder eine Konzerttour benötigt, stellen wir es zur Verfügung und begleiten die Tour, wenn nötig. Wir übernehmen dann den gesamten Bühnenaufbau. Das läuft in der Regel so ab: Gegen Mittag bringen wir den Flügel auf die Bühne. Während die Bühnenarbeiter in der Mittagspause

Während die Bühnenarbeiter in der Mittagspause sind, ist die Stille da, um das Instrument zu stimmen.

sind, ist die nötige Stille da, die ich brauche, um das Instrument zu stimmen. Danach kommen die Musiker und machen ihren Soundcheck. Ist er beendet, gehe ich meist noch einmal an den Flügel, um letzte Einstellungen zu korrigieren. Dann herrscht eine Viertelstunde völlige Ruhe – bis der Einlass beginnt. Nach dem Konzert, wenn alle

den Saal verlassen haben, holen wir den Flügel von der Bühne.

Wir vermieten Klaviere auch an Privathaushalte. Viele Eltern, deren Kinder Klavier spielen lernen, wollen sich kein eigenes Instrument zulegen. Wir vermieten sie für einen Monatspreis, etwa siebzig Klaviere sind so im Umlauf. Das rechnet sich auf lange Sicht.

So setzt sich das Geschäft des Klavierhauses aus vielen verschiedenen Teilbereichen zusammen. Nur der Klavierbau gehört nicht dazu. Unsere

Produktionskosten für Klaviere und Flügel wären viel zu hoch, als dass wir Käufer für die handgemachten Instrumente finden würden. Die Industrie arbeitet da viel effizienter. Lediglich Cembali bauen wir ab und an.

Klaviere besitzen einen großen ideellen Wert und bedeuten ihren Eigentümern oft viel. Vielleicht spielte schon die Oma darauf oder es erinnert einen an die eigene Kindheit. Häufig reparieren wir Instrumente, bei denen es sich aus Kosten-Nutzen-Sicht eigentlich nicht lohnt. Manchmal wissen wir, schon bevor wir mit der Arbeit beginnen, dass wir kein gutes Ergebnis herstellen können, weil das Klavier es nicht hergibt. Für das Handwerkerherz ist das unbefriedigend. Aber es gibt auch Aufträge, bei denen wir einen toll klingenden Flügel hochwertig aufarbeiten und zufrieden an den Kunden übergeben.

Klaviere sind und bleiben beliebt. Das hat sich trotz vieler Innovationen auf dem Instrumentenmarkt, trotz der Erfindung elektrischer Instrumente, nicht geändert. Eltern, insbesondere aus bestimmten Bildungsschichten, wollen immer noch, dass ihre Kinder Klavierspielen. Auf die Nachfolge für mein Klavierhaus hatte das bisher jedoch keine Auswirkungen. Es gibt niemanden, der Ambitionen hat, das Geschäft zu übernehmen. Meine Kinder sehen, wie arbeitsintensiv es ist. Ich verstehe sie. Oft stimmt der Aufwand nicht mit dem Lohn überein. Es steckt viel Idealismus in meiner Arbeit. Das sich ein anderer genauso in das Geschäft hineinwirft, erwarte ich nicht. Deshalb werde ich auch nicht traurig sein, wenn ich das Klavierhaus einmal schließen muss. Doch bis dahin ist noch Zeit. Aufhören will ich noch lange nicht. Und wenn es so weit ist, dann wird es gut sein.

Klaviere besitzen einen großen ideellen Wert und bedeuten ihren Eigentümern oft viel.

Mit Nadel und Faden

Rudolf Erler
Schneider
geboren 1942

Als ich 1956 mit der Schneiderlehre an der Berufsschule Meißen begann, wollte mich mein Klassenlehrer überreden, Berufsschullehrer zu werden. Doch bei unserer Familientradition war das keine Option für mich. Denn ich bin in der vierten Generation Schneider. Mein Urgroßvater gründete die Schneiderei in Deutschenbora bei Nossen bereits 1886. Schon früh wusste ich: Ich gehöre ins Handwerk!

Schon früh wusste ich: Ich gehöre ins Handwerk!

Nach meiner Lehre arbeitete ich drei Jahre in einem Privatbetrieb in Dresden. Dort fertigte ich hauptsächlich Uniformen an. Kurze Zeit später,

1962, musste ich selbst die Uniform anziehen und meinen Dienst bei der Nationalen Volksarmee antreten. Mein Meister versuchte, mich freistellen zu lassen, doch da sein Betrieb privat war, wurde die Bitte abgelehnt. Nach den 18 Monaten bei der NVA kehrte ich für ein weiteres Jahr nach Dresden zurück, um noch mehr Berufserfahrung zu sammeln. Erst dann ging ich in den Betrieb meines Vaters.

1967 legte ich mit elf anderen Schneidergesellen die Meisterprüfung ab. Der Wind wurde uns hier sogleich aus den Segeln genommen, denn die Prüfer sagten zu uns: »Warum macht ihr überhaupt einen Meister? Ihr denkt doch wohl nicht, dass ihr eine Gewerbe genehmigung bekommt?« Als ich 1972 das Geschäft meines Vaters übernehmen wollte, bekam ich Probleme. Die Handwerkskammer Meißen forderte, dass ich die Leitung der PGH in Meißen übernehme. Dort waren fünfzig bis sechzig Mitarbeiter beschäftigt. Doch dazu hatte ich keine Lust. Im Geschäft meines Vaters gab es genug Arbeit. Die Kunden rannnten uns regelrecht die Tür ein. Manchmal mussten die Leute ein halbes Jahr auf ihre Bestellungen warten.

Ich übernahm also das Geschäft meines Vaters und bildete nun selbst aus. Insgesamt 22 Lehrlinge erlernten bei mir das Schneiderhandwerk. Eine von ihnen gewann 1999 den Berufswettbewerb der Handwerkskam-



mer Sachsen und nahm anschließend noch am Bundeswettbewerb teil, wo sie den neunten Platz belegte. Ein anderer Lehrling arbeitet heute im Operettentheater in Dresden.

Nach der Wende wurde das Geschäft für uns Schneider schwierig. In der DDR entsprach die Konfektionsware, die es in den Kaufhäusern gab, nie den aktuellen Trends. Die Produktionsprozesse brauchten zu lange. Deshalb waren wir Schneider gefragt. Wir konnten

die modischen Wünsche der Leute kurzfristig erfüllen. Doch mit dem Mauerfall drehte sich das Blatt. Mit der Schnelllebigkeit und der billigen Massenware konnten wir nicht mithalten.

Mit der Schnelllebigkeit und der billigen Massenware konnten wir nicht mithalten.

Ich bat die Handwerkskammer, um eine Förderung. Ich hatte zwei Lehrlinge und nicht genug Arbeit. Doch dass interessierte sie nicht. Trocken meinten sie zu mir: »Dann müssen sie ihren Laden schließen. Eine Förderung gibt es nicht.« Schließlich half mir die Abteilung Arbeit und Soziales des Regierungspräsidiums Dresden, von der ich eine Förderung ausgezahlt bekam.

Doch ich hatte Glück. Eines Tages, im Jahr 1995, kam ein Wandergeselle vorbei, der sich bei mir seine traditionelle Wanderkluft nähen ließ. Da erkannte ich: Es gibt eine Nische, die von der Konfektion nicht bedient

wird! Ich begann, die passende Kleidung auch für andere Wandergesellen zu nähen und machte mir damit einen Namen. Von überall kommen seither Gesellen der unterschiedlichen Gewerke zu mir. Die Kluft für die jungen Leute zu schneidern, macht mir Spaß und hält mich jung.

Da erkannte ich: Es gibt eine Nische, die von der Konfektion nicht bedient wird!

Dann erinnerte ich mich, dass der Betrieb in Dresden, für den ich früher Uniformen hergestellt hatte, Reitbekleidung für ein Gestüt in Moritzburg anfertigte. Ich packte meine Sachen, ging nach Moritzburg und sprach mit der Geschäftsleitung des Gestüts, um dort neue Aufträge zu bekommen. Mein Plan ging auf. Die Auftragsbücher füllten sich und sogar die Polizei bestellte Uniformen bei mir. Ich lieferte Gestüt- und Reitbekleidung bis nach Chemnitz und Radegast.

Eigentlich habe ich längst das Rentenalter erreicht, doch ich möchte mich nicht zur Ruhe setzten. Bis heute arbeite ich in meinem Geschäft in Nossen. Es macht mir Spaß, Kleidung anzufertigen, und wenn die Kunden zufrieden sind, ist das für mich der größte Erfolg.



Malen als Berufung

Claus Hager
Porzellanmaler
geboren 1941

Wie jeder Haushalt in Meißen besaß auch meine Mutter Meißner Porzellan. Wir hatten ein schönes Kaffeeservice und ein paar Figuren, die auf dem Klavier und auf dem Schrank standen. Die Begeisterung für dieses Kulturgut, das den Menschen so viel bedeutete, begleitet mich also seit ich denken kann.

Meine künstlerische Begabung zeigte sich früh. In der Schule drängelten sich alle Klassenkameraden darum, dass ich ihnen etwas in ihr Poesiealbum male. Meine Mutter erkannte bald: »Der

»Der Junge malt schon wieder! Dann werden wir uns wohl als Porzellanmaler bewerben.«

Junge malt schon wieder! Dann werden wir uns wohl als Porzellanmaler bewerben.« In Meißen war das nicht ungewöhnlich. Wir kannten viele, die versucht hatten, in der Porzellan-Manufaktur unterzukommen. Ausgewählt wurden jedoch nur wenige. Ich bewarb mich trotzdem und wurde genommen!

1956 trat ich meine Lehre an. Wir waren bis zu achtzig Lehrlinge, darunter 25 Porzellanmaler, Former, Gestalter und Dreher. Die ersten zwei Jahre widmeten wir uns nur der Zeichenschule. Wir lernten die verschiedensten Motive mit den verschiedensten Techniken zu malen. Ob in Öl oder Aquarell, ob Grafiken oder Landschaften – wir probierten alles aus und wurden in allem geschult. Entsprechend unseren Veranlagungen wurden wir in die unterschiedlichen Stilrichtungen eingeteilt. Ich erwies mich als grafisch talentiert und entschied mich für »Indischmalerei«. Die Anfänge der europäischen Porzellanmalerei basieren auf asiatischen Vorbildern. Nach damaligen Vorstellungen kamen diese aus Indien – deshalb der Begriff. Die tatsächlichen Ursprungsländer waren China und Japan.

Drei weitere Jahre lernten wir in der Berufsschule und wurden im Betrieb ausgebildet. Nach insgesamt fünf Lehrjahren durfte ich mich einen ausgebildeten Porzellanmaler nennen. Im Betrieb lernte ich meine Frau Gudrun kennen. Sie lernte ebenfalls Porzellanmalerin für Unterglasur-



malerei, also Zwiebelmuster und Blauindisch. Aus betrieblichen Gemeinsamkeiten wurden schließlich private.

Für uns beide bedeutet das Malen eine Berufung. Doch das Handwerk nur auszuüben, reichte uns irgendwann nicht mehr. Wir wollten es weitertragen und an die Jüngeren vermitteln. 1970 wurden Lehrfacharbeiter gesucht, denen drei bis fünf Lehrlinge zur fachlichen Betreuung zugeteilt werden sollten. Meine Frau und ich waren Feuer und Flamme und meldeten uns für diese Aufgabe. Wir begleiteten die Lehrlinge durch die Produktion und verrieten ihnen dabei handwerkliche Tricks und Kniffe, die die Theoretiker aus der Berufsschule nicht konnten. Bald darauf wurde uns angeboten, Lehrmeister zu werden. Die Voraussetzung dafür war der Abschluss als Industriemeister. Wir überlegten nicht lange und entschieden uns, zur Meisterschule zu gehen.

Zwei Jahre drückten wir die Schulbank, um den Industriemeister zu machen, drei weitere Jahre dauerte es, um Lehrausbilder mit Pädagogikabschluss zu werden. Nach Abschluss des Studiums wurden wir als Ausbilder voll eingesetzt und betreuten nun zwischen fünfzehn und zwanzig Lehrlingen. Wir übernahmen unsere Schützlinge nach der Zeichenschule und begleiteten sie drei Jahre lang im Facharbeiterbereich. Wir genossen es, die jungen Menschen zu fördern und ihnen den Weg zu zeigen. Für meine Frau und mich war das die schönste Zeit in der Porzellan-Manufaktur.

Das Handwerk nur auszuüben, reichte uns irgendwann nicht mehr. Wir wollten es weitertragen und an die Jüngeren vermitteln.

Einige Vorgaben betrübten uns jedoch. Gegen unseren Willen waren wir gezwungen, Parteimitglieder zu werden, denn die Ausbildung junger Menschen setzte einen klaren Standpunkt im Sinne des Staates voraus. Zudem mussten wir mit den Lehrlingen die vormilitärische Ausbildung absolvieren. Unsere Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass alle eine solche Ausbildung durchliefen. Die jungen Menschen dazu zu zwingen – dafür waren wir nicht Lehrmeister geworden. Über die Jahre sammelte sich der Frust und ließ den Spaß an der Sache in den Hintergrund rücken. Wir wollten aussteigen. Doch es war nicht einfach, nach so vielen Jahren in

ein und demselben Betrieb zu sagen: »Wir spielen nicht mehr mit«. Zudem war uns bewusst, dass ein Ausstieg kompliziert ist. Doch wir fassten uns ein Herz und beschlossen: Wir gehen in die Selbstständigkeit!

Die Leiter hinunterzuklettern, ist allerdings viel anstrengender als hinauf. Beim Hinaufklettern brauchten wir bloß »Ja, ich will« zu sagen und wurden sogleich hochkatapultiert. Um hinunterklettern zu dürfen, mussten wir uns lange rechtfertigen und nachweisen, dass unser Weg richtig ist. Ich verließ den Betrieb 1988. Meine Frau

Wir fassten uns ein Herz und beschlossen: Wir gehen in die Selbstständigkeit!

musste sich für ihre Entscheidung vor allen Meistern und Abteilungsleitern in einem regelrechten Tribunal verantworten. Doch gemeinsam hielten wir dem Druck stand. Im Januar 1989 eröffneten wir unseren Betrieb mit Porzellanmalereien auf Geschirr und anderen Porzellanwerken. Kurz darauf kam die Wende. Wir nutzten die Gelegenheit der Grenzöffnung und waren von Anfang an überall dabei: Ob Messen oder Ausstellungen im gesamten Bundesgebiet – wir wurden aktiv, zeigten Präsenz. Immer mit dem Hauch des Exotischen: Schaut mal, wir sind aus dem Osten! Schaut mal, was wir können! Mit unserer neuen Kundschaft verstanden wir uns gut, allerdings trafen diese neuen Verbindungen hier bei uns nicht immer auf Verständnis. Doch das störte uns wenig, denn unsere Strategie erwies sich als richtig. Wir konnten sogar ein paar Mitarbeiter beschäftigen.

Schaut mal, wir sind aus dem Osten! Schaut mal, was wir können!

Auch in der Selbstständigkeit wollten wir die Lehrtätigkeit nicht missen. Seit 1995 arbeiten wir mit einer Malschule in Tokio zusammen. Ein- oder zweimal im Jahr laden sie uns ein, damit wir dort zwei Wochen lang Porzellanmalerinnen aus dem Hobbybereich unterrichten. Der Austausch bedeutet auch für uns Chancen. Die Japaner bestellen unser Porzellan und





entwickeln eigene Ideen, die uns inspirieren. Wenn wir nach Deutschland zurückkehren, bringen wir stets einen dicken Hefter mit Motiven mit und beginnen sogleich mit dem Malen. Es ist eine harmonische Gemeinschaft mit beidseitigem Gewinn.

Doch als Porzellanmaler zu bestehen, gestaltet sich immer schwieriger. Der Zeitgeist hat sich gewandelt. Die jungen Menschen richten ihre Wohnungen mit günstigen Möbeln aus dem Möbelhaus ein. Unsere Handarbeit wird dabei durch kurzlebiges Geschirr ersetzt. Viele können sich Handgefertigtes nicht leisten und diejenigen, die das Geld haben, geben es anderweitig aus. Doch wo ein Handwerk ist, ist auch ein Weg. Unser Können erlaubt es uns, auch Fliesen zu bemalen oder Wandbilder zu er-

schaffen. Unser eigenes Bad ist auf diese Weise bunt und einmalig geworden. Auch die Häuser von Bekannten durften wir bereits verschönern.

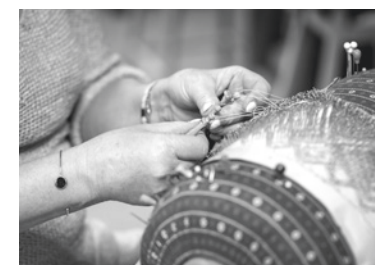
**Kreativ sein bedeutet für
uns, mit bestehendem
Können Neues zu schaffen.**

Kreativ sein bedeutet für uns, mit bestehendem Können Neues zu schaffen. Deshalb geben wir

unser Handwerk so gerne weiter: Unsere Schüler haben ihr ganzes Leben vor sich, um mit der alten Kunst der Porzellanmalerei die neue Realität zu verschönern.

**In dieser Reihe erscheinen
weitere Publikationen für:**

Annaberg-Buchholz
Chemnitz
Dornburg-Camburg
Lehesten
Waldenburg
sowie für die Regionen:
Altenburger Land
Erzgebirge
Thüringer Wald
Saale-Holzland-Kreis



IMPRESSUM

© Rohnstock Biografien, Berlin 2020
Schönhauser Allee 12
10119 Berlin
Tel: 030/40504330
info@rohnstock-biografien.de
www.rohnstock-biografien.de

1. limitierte Auflage: 1.000 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten. Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers Rohnstock Biografien und unter Nennung des Projekts »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft« für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an Rohnstock Biografien.

Herausgeber und Redaktion: Rohnstock Biografien
Handwerkerportraits und Details:
André Kranert @ Fotografie A. Kranert
Fotos auf Seiten 12, 33–36: privat
Foto Seite 4–5: Daniel Bahrmann auf Pixabay
Gestaltung: Juliane Pieper
Druck: Druckerei Willy Gröer GmbH & Co. KG

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

*Das Projekt »Handwerk erzählt – Zwischen Tradition und Zukunft« wird gefördert vom Bundesministerium für Wirtschaft und Energie.